Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

51 (31.1.1900) Parlaments-Ausgabe

Visual Library

Ausgabe: Wöchentl. zwölf mal. Abonnementspreis: Vierteljährlich: in Karlsruhe durch eine Agentur bezogen: 2 Mark 50 Pf., in das Haus gebracht: 2 Mark 80 Pf., durch die Post ohne Zustellgebühr 2 Mark 50 Pf. Vorausbezahlung.

Badische Landeszeitung

mit Parlamentsausgabe und Verlosungsbeilage.

Anzeigegebühr: Die 1spaltige Kolonelzeile oder deren Raum für Lokale Inserate 15 Pf., für auswärtige, Inserate 20 Pf. im Reklameteil 60 Pf. Bei größeren Aufträgen entsprechender Rabatt.

Parlaments-Ausgabe. **Karlsruhe, den 31. Januar 1900.**

Parlamentarische Verhandlungen.

Nachdruck ohne Vereinbarung nicht gestattet.

Deutscher Reichstag.

138. Sitzung vom 30. Januar.

Das Haus ist sehr schwach besetzt.

1 Uhr. Am Bundesrathstische: v. Podbielski u. A.

Auf der Tagesordnung steht der Etat der Ausgaben der Reichspost- und Telegraphen-Verwaltung. Die Berathung beginnt bei dem Titel „Staatssekretär".

Abg. **Möller** (nl.) giebt als Berichterstatter einen kurzen Ueberblick über die Verhandlungen der Kommission und bemerkt besonders, daß die Erklärung, die der Staatssekretär hinsichtlich der Militäranwärter abgegeben habe, ihrer Wichtigkeit wegen dem stenographischen Bericht einverleibt werden solle.

Abg. **Singer** (Sz.): Trotz all unserer Beschwerden hat der Staatssekretär noch immer nicht den Postbeamten das volle Vereinsrecht gewährt. Von konservativer Seite wird Herr von Podbielski ja als der starke Mann hingestellt, der der Sozialdemokratie an die Gurgel springen solle. Das hat er zwar nicht gethan, er hat jedoch den Postunterbeamtenverband, der sich in ökonomischer Abhängigkeit befindet, erdrosselt. Redner verliest den betreffenden Ukas des Staatssekretärs vom 25. Mai vorigen Jahres, in dem verboten wird, leitende Stellen anderen als aktiven Beamten zu übertragen. Einen solchen Erlaß muß man als direkte Verletzung der Rechte der Postunterbeamten ansehen. Wenn der Staatssekretär den Beamten nicht gestattet, zu leitenden Stellen die Personen zu berufen, die sie dazu für geeignet halten, dann hat seine platonische Anerkennung des Verbandes gar keinen Werth. Der Staatssekretär hat damit direkt gegen das Gesetz verstoßen, es giebt kein Gesetz, daß ihm es gestattet, solche Vorschriften zu erlassen. Herr von Podbielski hat selbst in einer Audienz den Postunterbeamten erklärt, sie müßten sich fügen. Der Berliner Beamte, der das nicht thäte, würde nach Nimmersatt versetzt. Der Staatssekretär hat es auch für nöthig gehalten, die Beamten vor den Leuten zu warnen, denen es nur auf die Arbeitergroschen ankäme. Der Staatssekretär ist viel zu geschäftskundig, um selbst an solche Behauptungen zu glauben; er hat also wohl nur diese Worte gebraucht, um die Beamten abzuschrecken. Aber sicher ist nichts mehr geeignet, die Unterbeamten den Sozialdemokraten zuzuführen, als solche Ausführungen. Wenn der Staatssekretär auf solche Weise den genannten Verein erdrosselt hat . . .

Präsident Graf **Ballestrem:** Ich möchte doch den Herr Redner bitten, nicht so gewaltsame Ausdrücke, wie „erdrosselt" zu gebrauchen. Ich glaube, er würde mit seinen Beschwerden weit mehr Eindruck machen, wenn er nur die unter gebildeten Menschen üblichen Ausdrücke gebraucht.

Abg. **Singer** (fortfahrend): Ich werde mich der Mahnung fügen, obwohl auch das Verfahren des Staatssekretärs nicht zu den gebildeten Maßnahmen gehört, die unter gleichberechtigten Menschen üblich sind. Redner führt darauf einzelne Fälle an, in denen Unterbeamte gemaßregelt sind, weil sie den „Postboten" gelesen haben. Was den übrigen Staatsbeamten recht ist, muß den Postbeamten billig sein. Wegen seiner Ueberzeugung darf man keinen Beamten maßregeln. Der bekannte Oberpostdirektor Großkopf in Königsberg ist ein begeisterter Anhänger des Flottenvereins und agitirt dafür auch bei seinen Beamten in einer Weise, gegen die der schärfste Protest erhoben werden muß. Er hat ein Cirkular erlassen, in dem die höheren Beamten angewiesen werden, ihren Untergebenen den Beitritt zu diesem Verein warm ans Herz zu legen. Die Liste der Beitretenden soll ihm vorgelegt werden. Es ist dies ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl, die gesammten Beamten in die Listen einzuzeichnen. Dies ist offenbar ein Mißbrauch der Amtsgewalt, und ich ersuche den Staatssekretär dafür zu sorgen, daß der Aufruf zurückgenommen wird. Wir erwarten auch von dem Staatssekretär die Erklärung, daß er ein solches Vorgehen seiner Beamten nicht duldet. Die oberen Beamten können zu dem Flottenverein beitreten wenn sie wollen, aber sie sollen nicht auf Kosten ihrer Unterbeamten patriotisch sein. In Ostpreußen werden auch die Lehrer zur Agitation zu Gunsten eines konservativen Winkelblättchens, für das Graf Klinckowström hier neulich vergebens Reklame machte, aufgefordert. Der Landrath vertreibt diese Aufforderungen unter dem Stempel „frei laut Aversum". Weiß der Staatssekretär, daß das Aversum, das doch nur für amtliche Dinge bestimmt ist, so gemißbraucht wird? Die Postkasse wird doch zweifellos dadurch geschädigt. Ich frage den Staatssekretär, ob er schon Schritte gethan hat, um die Rechte der Post auch gegen den Landrath wahrzunehmen. Auch bei den Wahlen werden die Postunterbeamten von ihren Vorgesetzten beeinflußt, zu Gunsten einer bestimmten Partei zu wählen. Bei den Ergänzungswahlen zu der Berliner Stadtverordnetenversammlung sind in einem Bezirk, wo ein Sozialdemokrat und ein Anhänger der Bürgerpartei zur Stichwahl standen, die Unterbeamten nicht nur von ihren Vorgesetzten aufgefordert worden, zur Wahl zu gehen, sondern es wurde auch hinzugefügt, sie könnten sich schon denken, für wen sie stimmen müßten. Die Folgen machten sich denn auch in einer kolossalen Zunahme der Stimmen des bürgerlichen Kandidaten bemerkbar. Wir müssen daher immer und immer wieder darauf dringen, daß die Unterbeamten vor der Zudringlichkeit ihrer Vorgesetzten geschützt werden. Wenn wir die parlamentarischen Einrichtungen hätten, wie sie in England bestehen, würde ich beantragen, daß dem Staatssekretär sein Gehalt um einige tausend Mark gekürzt wird. (Heiterkeit.) Zu unserem großen Erstaunen sind wir in unserer selbstverständigen Voraussetzung, daß die im Vorjahre einstimmig geforderte Nachzahlung an die Militäranwärter erfolgen würde, getäuscht worden. Der preußischen Finanzverwaltung ist es gelungen, die Nachzahlung zu hintertreiben, angeblich, weil die Rechtslage noch nicht klar sei. Es sind Prozesse angestrengt, um durch juristische Tüfteleien es vielleicht zu erreichen, daß die Nachzahlungen nicht erfolgen. Ich hoffe, daß der Staatssekretär dem ein Ende macht und dafür sorgt, daß die Invaliden die Nachzahlung erhalten. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Staatssekretär **von Podbielski:** In meinen vorjährigen Ausführungen habe ich, glaube ich, ein klares Bild gezeitigt von meinen Anschauungen. Ich kann nur dem Abg. Singer wiederholen, auch heute stehe ich noch auf diesem Boden. Ich kann und werde niemals dulden, daß sozialdemokratische Anschauungen in der Beamtenschaft Platz greifen. (Beifall rechts.) Auch die Speisekarte, die der Abg. Singer vorgeführt hat, zeigt deutlich, wie wenig Sie eigentlich vorzubringen haben (Zuruf bei den Sozialdemokraten: So! Na na!), sie zeigt, daß ich klar und bestimmt das ausführe, was ich für recht halte. Wenn die bürgerlichen Parteien nicht immer alles von der Regierung verlangten, sondern sich selbst auf ihre Pflicht besännen, fort wären Sie. (Lachen bei den Soz.) Denn die Erfolge, die Sie gezeitigt zu haben glauben, beruhen nur auf einer Schlappheit. Wenn man nur mal festzufaßte, würden die Herren das bald erkennen. Sie verlangen immer gleiches Recht für Alle, aber anderen gestehen Sie dieses Recht nicht zu. Sie nisten sich überall ein, so auch in den Gewerbegerichten, überall drängen Sie sich in den Vordergrund, ganz besonders versuchen Sie das auch in den Unterbeamtenvereinen. Was war denn eigentlich dieser Postunterbeamtenverein? Doch nur eine Stätte für Leute, die nichts zu thun hatten, und dort nur Agitation treiben. Wenn es noch wirkliche Beamte gewesen wären, die hätten sich vielleicht auf den realen Boden gestellt. Aber gewisse Fälle haben mir gezeigt, wie gewisse Leute als Wölfe in Schafskleidern den Versuch gemacht haben, dort Einfluß zu gewinnen. Deshalb habe ich es für meine Pflicht gehalten, klar, fest und bestimmt dazu Stellung zu nehmen. Aber gerade die Auflösung des Postunterbeamtenverbandes hat gezeigt, daß die Beamten klüger waren, wie gewisse Rathgeber. Hier liegts! Die Postunterbeamten gehören alle zu einem gewissen Ober-Postdirektionsbezirk. Nur sehr selten finden Versetzungen aus einem Bezirk in den andern statt. Die Postunterbeamten hängen alle mehr oder minder an der Scholle, sie unterhalten lebhafte Familienbeziehungen, besitzen auch hier und dort ein Häuschen und haben alle das Bestreben, nicht aus ihrer Heimath herauszukommen. Als ich den Beamten des Oberpostdirektionsbezirks Berlin die Fragen vorlegte, ob ihr Wunsch wäre, aus Berlin herauszukommen, war die einstimmige Antwort: Nein! Dieser große Postunterbeamten-Verein aber wollte eine Gemeinschaft Aller konstruiren. Wenn aber Alle gleich sein sollten, dann müßte auch die Postverwaltung Alle versetzen können, wohin sie wollte. Da sagten sich die Leute aber, wir bleiben lieber hier, als daß wir uns wer weiß wohin versetzen lassen. Das war die natürliche Konsequenz, es handelte sich nicht um eine Versetzung nach Nimmersatt, aber der Verband wollte die Beamten glauben machen, die Verhältnisse im ganzen Reich seien gleich. Einen solchen Mischmasch soll man nicht treiben. Ich habe die Koalitionsfreiheit nicht beschränkt, aber eine gesunde Praxis soll alles nicht zusammenthun. Man soll die Verhältnisse von Berlin und Gumbinnen nicht vermischen. Da liegt der Schwerpunkt. Wie die Beamten das erkannt hatten, sagten sie sich, wir wollen hier bleiben, wir lösen uns auf. Ich habe mich bei der Auflösung jeder Beeinflussung enthalten, die Auflösung ist ohne mein Zuthun in öffentlicher Sitzung erfolgt. Das hat selbst die „Deutsche Reichspost" zugegeben, ein Blatt, das mir sonst keineswegs freundlich gesinnt ist. Daß über die Auflösung einige Agitatoren recht ärgerlich waren, will ich gerne zugeben. Aber es waren das Agitatoren. (Widerspruch bei den Soz.) Sie täuschen sich selbst darüber, es giebt auch in Ihren Reihen Leute, die nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Beruf Sozialdemokraten sind. (Lachen bei den Soz.) Sehen Sie nur Ihre Listen durch, dann werden Sie selbst zu der Ueberzeugung kommen, wenn auch Herr Bebel lacht. Es giebt berufsmäßige Agitatoren, die sich Zuwendungen machen lassen, um ihr Einkommen zu verbessern. Ich kann ihnen das zwar nicht verdenken; aber umgekehrt können Sie mir es nicht verdenken, wenn ich solche Leute nicht für die richtigen Führer von Beamten halte. (Sehr richtig! rechts.) Es handelt sich doch um Beamtenvereine. Würden Sie denn in einem sozialdemokratischen Verein einen Konservativen als Vorsitzenden wählen? Ebenso wenig kann in einem Beamtenverein ein Agitator Vorsitzender sein, es muß das ein Beamter sein, das ist ganz naturgemäß.

Der zweite Fall betraf einen Oberpostdirektor, der in der Flottenagitation gewisse Rundschreiben erlassen hat. Ich muß hier von vornherein konstatiren: es bedarf wahrlich nicht der Aufforderung des Abg. Singer, damit ich meine Pflicht thun soll, die habe ich gethan, sowie die Sache zu meiner Kenntniß gelangte. Ich bin nicht damit einverstanden gewesen und habe das Bezügliche angeordnet. Das ist eben der Unterschied. Sie glauben, ich soll erst warten, bis Sie mich stoßen. Nein, was ich für Rechtens erachte, das thu ich allein. (Ironischer Beifall bei den Sozialdemokraten.) Was das Aversum betrifft, so habe ich auf den von dem Vorredner angeführten Fall zu erwidern, daß die Post sich nicht um den Inhalt der Briefe kümmert. Ich habe aber bei dem Regierungspräsidenten angefragt, ob nach seiner Ansicht die betreffenden Sendungen unter das Aversum fallen. Für die Reichspostverwaltung kommt es nicht darauf an, was es für Sendungen sind, sondern nur, ob die Sendungen unter das Aversum fallen.

Bezüglich der Frage, wieweit einige Postassistenten aus ihrer Beschäftigung bei der Postverwaltung noch Nachforderungen geltend machen können, habe ich bereits früher erklärt, daß es für keinen Verwaltungschef angenehm ist, mit seinen Beamten in Prozesse verwickelt zu werden. Also von meiner Seite können Sie sich denken, daß alles geschehen ist, was möglich ist, um die Sache beizulegen. Herr Singer spricht von Einflüssen des preußischen Finanzministers. Das trifft nicht zu, Deutschland ist ein Bundesstaat, und der Bundesrath hat es für erforderlich erachtet, daß, da noch Zweifel obwalten, erst noch weitere Fälle zur Entscheidung kommen. Die Rechtsprechung ist verschieden. Jetzt hat ein Gericht im Elsaß gerade entgegengesetzt entschieden, wie das Kammergericht. Wir wollen also, um zu wissen, was Rechtens ist, die Sache bis ans Reichsgericht treiben; von der Verjährungsfrist werden wir keinen Gebrauch machen. Eine andere Frage war die der Anrechnung der Militärdienstzeit. Die erfolgt bei der Reichspostverwaltung genau nach den Grundsätzen wie bei anderen Verwaltungen, eine weiter gehendere Anrechnung als bisher kann nach den Ergebnissen der Verhandlungen der betheiligten Ressorts nicht stattfinden.

Nun sollen hier in Berlin Wahlbeeinflussungen von Postbeamten vorgekommen sein. Ich habe Gelegenheit genommen, mich zu orientiren. Nach meinen Erfahrungen haben keine Wahlbeeinflussungen stattgefunden. Daß ein Reichsbeamter Pflichten gegen das Reich hat, darüber ist kein Zweifel, ich halte es für unmöglich, daß ein Reichsbeamter eine sozialdemokratische Stimme abgiebt. (Oho! bei den Sozialdemokraten.) Jawohl, meine Herren! Herr Singer sagt freilich, ich treibe meine Leute in das sozialdemokratische Lager. Na, dann seien Sie doch zufrieden, Herr Singer! (Abg. Singer: Sind wir auch!) Ich fürchte aber, wenn das so wäre, würden Sie stille sein und sich freuen, daß ich Ihr Mitarbeiter bin. Weil ich Sie aber treffe, darum klagen Sie. Ich stehe fest auf dem angewiesenen Boden. In Ihrem erträumten Zukunftsstaat werden Sie mich nicht an diese Stelle stellen, und seien Sie überzeugt, so lange Seine Majestät mich an diese Stelle stellt, giebt es keine Herren von Ihrer Gesinnung in meiner Beamtenschaft. (Beifall rechts. Lachen bei den Soz.).

Abg. Dr. **Müller-Sagan** (frs. Vp.): Es sind auch solche Unterbeamtenvereine unterdrückt, die sich nur auf den Bezirk einer Oberpostdirektion erstreckten. Ob unter diesen Umständen noch von Koalitionsfreiheit die Rede sein kann, überlasse ich dem Urtheil des Hauses. Die Postverwaltung sollte ihren Beamten aber doch wenigstens dasjenige Maß von Bewegungsfreiheit gestatten, das allen anderen Staatsbürgern gestattet ist. Statt dessen ist die Verwaltung sogar gegen das Organ des Verbandes, den früheren „Postboten", in einer Weise vorgegangen, die ich nicht billigen kann. So ist dem Blatte z. B. angedroht, daß das Verzeichniß der Lieferanten des Post-Spar- und Vorschuß-Vereins nicht mehr in seinem Anzeigentheil veröffentlicht werden solle. Mit den Wahlbeeinflussungen ist es auch nicht so harmlos, denn bei den Stadtverordnetenwahlen hat sich im Wahllokal, dem Saale des Berliner Handwerkervereins, ein Postbeamter des Fahrpostamts in der Oranienburgerstraße aufgehalten, der dem Wahlkomite von dem antisemitischen Stadtverordneten Pretzel vorgestellt war und der die Aufgabe hatte, dafür zu sagen, daß die Unterbeamten im Sinne des Herrn Pretzel wählen. Der Beamte gab an, daß er von seinem Vorgesetzten nicht beauftragt sei. Es scheint also, daß Herr Pretzel einen größeren Einfluß unter den Beamten besitzt, als die Vorgesetzten. Hoffentlich wird der Herr Staatssekretär jede Art politischer Agitation seiner Beamten verbieten, nicht nur die sozialdemokratische Agitation. In dem erwähnten Falle handelte es sich nicht um die Bekämpfung eines Sozialdemokraten, sondern um einen Wahlkampf zwischen Freisinnigen und Antisemiten. Des weiteren möchte ich noch anregen, ob es sich nicht empfiehlt, die nicht pensionsfähigen widerruflichen Zulagen durch feste, besondere etatsmäßige Bezüge zu ersetzen, die nicht vom Belieben und der Laune der Vorgesetzten abhängen. Ueberhaupt sollte der Staatssekretär den Unterbeamten gegenüber mehr Entgegenkommen zeigen, nicht aber das System Stumm in die Postverwaltung einführen. Die Wünsche der Postassistenten sind ja im Großen und Ganzen erfüllt, es herrscht unter diesen Beamten eine Zufriedenheit, wie lange nicht. Sie sehen also, Herr Staatssekretär, die Leute sind nicht unzufrieden aus Prinzip, sondern weil sie unzufrieden sein müssen, und wir nörgeln nicht aus Prinzip, sondern weil wir nörgeln müssen. Wenn wir Mißstände zur Sprache bringen, so thun wir unsere Pflicht, ebenso wie der Staatssekretär seine Pflicht thut, wenn er Mißstände beseitigt. Den Wünschen der Militäranwärter hätte der Staatssekretär sich entgegenkommender zeigen sollen, es war nicht gut, ihnen gegenüber als der starke Mann aufzutreten, als der er heute hier aufgetreten ist. Noch eine Frage an die Postverwaltung. Bekanntlich dürfen Reichsbeamte in Berliner Vororten nur mit ausdrücklicher Genehmigung ihren Aufenthalt nehmen. Andere Verwaltungen, z. B. das preußische Eisenbahnministerium, gestattet den Beamten auch ohne vorher eingeholte Genehmigung in Vororten zu wohnen. Sollte das nicht auch für die Reichspostverwaltung möglich sein? In der Frage der Anstellung der Assistenten hat der Staatssekretär im vorigen Jahre versprochen, uns Entgegenkommen zu zeigen. Leider ist das noch nicht geschehen. Es ist bedauerlich, daß für die Postassistenten das Zeugniß der Versetzung nach Unter-Sekunda genügen soll, denn die Obertertia bietet keine abgeschlossene Bildung, mit solchen Leuten ist weniger anzufangen als mit einem Volksschüler, der zwar nicht so viel, aber dafür in sich Abgeschlossenes gelernt hat. Man schreibe ruhig das Zeugniß der Reife für Obersekunda vor. Die Regierung kann ohne Sorge sein, es werden sich auch dann noch genug Bewerber melden. Nun noch einige allgemeine Bemerkungen. Man sagt, die neue Briefmarke soll unsere Brüder jenseits des Mains für die Einheitsmarke gewinnen. Vom ästhetischen Standpunkt ist sie nicht zu billigen, und ich glaube, Gutenberg, Sennefelder und wie sie alle heißen, würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie solche graphischen Erzeugnisse aus der Kunstanstalt der Reichsdruckerei erblicken. Die Marke soll doch die Visitenkarte sein, die wir im Auslande abgeben. Da muß sie etwas vorstellen. Was das Verhältniß der Post zu den Eisenbahnen betrifft, so läßt sich die Postverwaltung viel zu viel gefallen, die Eisenbahnverwaltung scheint die Post herumschikaniren zu wollen. Jetzt laufen die Postwagen oft ohne Schutzwagen unmittelbar hinter der Maschine, und auf sie folgt eine Reihe anderer schwerer Wagen, so daß bei Zusammenstößen die leichten Postwagen mit Sicherheit zerquetscht werden und die Beamten dabei zu Tode kommen. Sollten hier vielleicht fiskalische Gründe maßgebend sein, da die Eisenbahnverwaltung höhere Unfallentschädigung zahlen muß, wenn preußische Eisenbahnbeamte verunglücken, als wenn Reichsbeamte verunglücken? Das wäre doch mehr als sonderbar. Endlich bitte ich den Staatssekretär, ebenso wie das in Baiern schon der Fall ist, für nicht zu Stande gekommene Ferngespräche keine Gebühr mehr zu erheben.

Staatssekretär **v. Podbielski:** Zunächst kann ich dem Vorredner versichern, daß es in meiner Absicht liegt, vom 1. April ab auch bei uns die Gebühren für nicht zu Stande gekommene Ferngespräche fallen zu lassen. (Beifall). Wie steht es nun mit der Wahlsache? Ich bin dem Vorredner dankbar, daß er mir schon gestern Gelegenheit gegeben hat, mich zu orientiren. Es handelt sich um die Wahl im 215. Stadtbezirk, und es war angegeben, daß ein Postinspektor des Fuhramts in der Oranienburgerstraße sich im Saale aufgehalten und die Wahl überwacht habe. Thatsächlich war es aber der Hauswart des Postfuhramtes, der schon seit 1887 alljährlich sich im Wahllokal aufgehalten hat, um die Postillone, die ihre Einladung nicht mitbringen, zu legitimiren. Das Wahlkomite hat sich diesmal auch mit dieser Art der Legitimation einverstanden erklärt, aber den Hauswart aufgefordert, mit jedem Postillon, den er legitimiren wolle, an den Wahltisch heranzutreten. Es haben etwa 200 Postillone gewählt, von denen 40 bis 50 ihre Einladung vergessen hatten. Diese hat der Hauswart legitimirt, aber er hat Niemanden beeinflußt, seine Wahl in bestimmter Richtung auszuüben. Auch von einer Beaufsichtigung der Unterbeamten durch den Hauswart während der Wahl ist nicht die Rede. Es ist ja immer so: wenn die Wahl anders ausfällt, als man gewünscht hat, so sucht man sich einen Schuldigen, und den suchen Sie jetzt in der Person des Beamten.

Was die Schulbildung der Assistenten betrifft, so fürchte ich, der Reichstag ist nicht das rechte Forum für die Erörterung dieser Frage. Ich habe mich dabei an bestehende Verhältnissen anlehnen müssen, aber am liebsten wäre es mir, wir hätten in Deutschland eine wirkliche Volksschule mit einem neunklassigen Kursus, die eine abgeschlossene Schulbildung giebt. Ich hoffe, daß man vielleicht in Zukunft in Deutschland das Schulwesen anders gestaltet, aber diese Materie gehört nicht vor den Reichstag, sondern vor die Einzellandtage, das erkenne ich offen: eine Halbbildung ist für jeden Stand das Allerschlimmste. Diese zu beseitigen, ist aber nicht meine Sache, sondern Sache der Schulverwaltung. Die Verhältnisse bei der Wohnungsfrage liegen bei uns anders als in anderen Verwaltungen, wir müssen mit Stellvertretungen rechnen und die Beamten schnell erreichen können. Ich erkenne an, daß die Beamten zu Weihnachten ihre Kräfte bis aufs Aeußerste angespannt haben, aber das war nur möglich dadurch, daß wir die Leute sofort erreichen konnten. Mir wird in der Presse vorgeworfen, es sei ein System von mir, daß in Berlin die Briefe so schlecht bestellt werden. Ich muß gestehen, ich habe die Zeitungsschreiber für klüger gehalten. (Heiterkeit). Das für ein System zu erklären, ist doch wunderbar. Ich muß zweifellos den Wunsch haben, daß jeder Brief prompt bestellt wird. Und wenn an dem Wohnort des Herrn Abg. Müller einige Tage lang der Briefkasten nicht geleert ist, so sind das Vorkommnisse, die menschlich sind, und wogegen ich einschreite. Aber Sie würden mich ebenso angreifen, wenn ich jeden Beamten, der einmal solch Versehen gemacht hat, mit 5 oder 10 Mark Strafe belegte. Dann würden Sie sagen, das ist ein drakonisches Vorgehen. Also, wie gesagt, ich hätte geglaubt, daß große Berliner Zeitungen verständiger wären, als daß sie die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Weisheit ihrem Publikum ausplaudern, es wäre das ein System von mir. Die Beziehungen der Reichspostverwaltung zur Eisenbahnverwaltung sind die besten. Häufig ist es unmöglich, die Briefe im Zuge zu sortiren. Da liegt der Gedanke sehr nahe, wichtige Briefe, die mit einem entsprechenden Vermerk versehen sind, zuerst zu sortiren, damit diese unter allen Umständen zur rechten Zeit bestellt werden. So kommt man sehr leicht auf den Gedanken der D-Briefe. Die Postwagen werden nicht schlecht behandelt; die Klagen des Herrn Abg. Dr. Müller beruhen auf ganz vereinzelten Vorkommnissen. Ueber die Würde der Postverwaltung muß ich wachen. Ich bin der Kritik sehr zugänglich. Aber ich muß doch sagen: Nachdem die Differenzen zwischen mir und dem Assistentenverband beigelegt sind, fehlt jetzt dem Herrn Abg. Müller dieser Stoff natürlich. Er hat aber heute bereits die Samenkörnlein ausgestreut, damit er im nächsten Jahre wieder als Anwalt der Unterbeamten erscheinen kann (Heiterkeit).

Abg. Dr. **Bassermann** (nl.): Der Herr Staatssekretär hat eben erklärt, daß er der Kritik zugänglich und jederzeit bereit ist, zu lernen. Wir werden uns dies Recht der Kritik natürlich auch nicht nehmen lassen. Auf der andern Seite aber meine ich, daß die Berathung des Postetats doch Veranlassung geben kann, Anerkennung auszusprechen, wo wir Fortschritte zu verzeichnen haben. Die Abgg. Singer und Dr. Müller haben heute eine ganze Reihe von Wünschen vorgetragen. Im Vergleich zu früheren Jahren ist die Rede des Herrn Abg. Singer diesmal aber doch wesentlich kürzer gewesen. Die Rede des Herrn Abg. Müller ist zwar nicht kürzer geworden (Heiterkeit), die Form der Rede war aber doch wesentlich milder und freundlicher als früher. Der Herr Abg. Singer hat heute die Frage der **Beamtenvereinigungen** aufgeworfen. Der Reichstag hat immer das Recht der Beamten anerkannt, sich zu vereinen, zur Pflege der Berufsinteressen zusammenzuschließen und auf die Hebung der ganzen sozialen und wirthschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Beamtenkategorien hinzuwirken. Auf der andern Seite muß die Thätigkeit dieser Vereine sich naturgemäß in gewissen Grenzen halten. Es darf kein Konflikt entstehen mit den Pflichten, die die Vereinsmitglieder als Beamte haben. Das ist ein ganz selbstverständlicher Grundsatz. Hier die richtige Grenze zu finden, ist natürlich Sache des Leiters der einzelnen Verwaltungen. Zu unserm Bedauern ist der Herr Staatssekretär des Reichspostamts früher auch gegen solche Beamtenvereinigungen aufgetreten, die gewillt waren, sich in den richtigen Grenzen zu halten. Ich kann nur der Genugthuung Ausdruck geben, daß das jetzt aufgehört hat, daß wir die unerquicklichen Debatten früherer Jahre diesmal nicht mehr haben und daß es dem Herrn Staatssekretär gelungen ist, mit dem Postassistentenverband einen Frieden zu schließen, bei dem beide Theile sich wohlbefinden. Hinsichtlich der **Flottenagitation** hat mein Freund Sattler bereits bei der Generaldebatte über den Etat ausgeführt, daß man sich hierbei in maßvollen Grenzen halten möge. Das gilt besonders auch hierfür. Ich finde nichts dabei, daß man die Beamten darauf hinweist, welch große Wichtigkeit und welche nationale Bedeutung die Flottenfrage hat. Ich würde es aber beklagen, wenn man soweit ginge, eine Kontrole darüber auszuüben, welche Beamte dem Flottenverbande beitreten und welche nicht. Schließlich muß doch auch der Flottenverein selbst wünschen, daß seine Mitglieder freiwillig beitreten und nicht in Folge irgend welcher Beeinflussung. (Sehr richtig.)

Ich komme nun auf die Frage der **Gehälter der Postassistenten** und der hierzu in früheren Jahren von uns angenommenen Resolution. Wir haben schon zu wiederholten Malen verlangt, daß die höchste Steigerung um 300 Mk. im Gehalt der Postassistenten von dem Ende an den Anfang der Dienstzeit der Assistenten verlegt werden möge. Daß es noch immer nicht geschehen ist, hat in den Kreisen der Assistenten eine große Mißstimmung hervorgerufen. Ich besitze eine Reihe von Zuschriften solcher Beamten, worin dieselben ihrer großen Enttäuschung Ausdruck geben. Hoffentlich gelingt es dem Herrn Staatssekretär bald, die oft verlangte Aufbesserung durchzusetzen. — Wir hatten geglaubt, daß die Prozesse, in die die Postverwaltung mit einer Reihe von Beamten verwickelt ist, erledigt sein würden, nachdem entsprechend einem Beschlusse des Reichstags die Einwände der Verjährung fallen gelassen worden sind. Statt dessen hat die Postverwaltung sich mit dem Urtheil des Kammergerichts nicht begnügt, sondern an das Reichsgericht appellirt. Da frage ich: Wo waren denn vorher die Juristen des Reichspostamts? Nachdem das Urtheil des Kammergerichts ergangen war, mußten diese doch das Urtheil prüfen, und wenn sie nicht damit einverstanden waren, damals schon Revision einlegen. Der erste Jurist hat das Urtheil aber offenbar für richtig gehalten. Dann kam jedoch ein zweiter Jurist und sagte: „Das Urtheil ist falsch; wir wollen eine neue Entscheidung abwarten." Jetzt wird Revision eingelegt. Ich möchte den Herrn Staatssekretär bitten, doch noch ein drittes Gutachten anfertigen zu lassen. Vielleicht wird in diesem Gutachten dann wieder wie im ersten entschieden. Es ist ja sehr erfreulich, daß nunmehr sämmtliche Instanzen darüber einig sind, daß die Einrede der Verjährung nicht mehr erhoben werden soll. Ich hoffe aber auch, daß jetzt die Affaire bald erledigt sein wird, und daß, wenn demnächst das Urtheil ergeht, das Verfahren möglichst rasch zu Ende gebracht wird. (Beifall.)

Abg. **Werner** (Antis.): Es müsse anerkannt werden, daß in der kurzen Zeit der Amtsdauer des Staatssekretärs schon manches geschehen und manches besser geworden sei. Die Beamtenmaßregelungen müßten allerdings aufhören, hier vor allem müßte eine Aenderung eintreten, wenn man nicht künstlich Sozialdemokraten züchten wolle. Ganz merkwürdige Zustände herrschten auf dem Telegraphenamte in Straßburg i. E., hier seien die Beamten „Saubande" und „Hallunken" geschimpft worden.

Staatssekretär **v. Podbielski**: Für die Sache selbst wäre es besser gewesen, wenn der Herr Vorredner mich vorher davon benachrichtigt hätte, was er vorbringen wollte, damit ich ihm hätte antworten können. Ich freue mich, daß die Klagen über „brutale Behandlung der Unterbeamten" aufgehört haben. Ich schreite in solchen Fällen, wo ein Unterbeamter ungehörig behandelt wird, stets rücksichtslos ein. Ich stimme vollkommen mit dem Vorredner darin überein, daß Ausdrücke, wie er sie vorgeführt hat, gegenüber Beamten ungehörig sind. Ich kenne aber den Fall nicht, den er hier erzählt hat, und kann daher nicht beurtheilen, in wie weit seine Darstellung zutreffend ist. Was die Prozesse der Postverwaltung mit einer Reihe von Beamten anlangt, muß ich zunächst betonen, daß es sich hier um eine Reihe von verschiedenartigen Fällen handelt, die nicht etwa synonym sind. Ich als Chef der Verwaltung stehe natürlich nur ungern mit meinen Beamten im Prozeß. Das werden Sie mir nachfühlen. Was an mir liegt, wird gewiß geschehen, damit die Sache bald erledigt wird.

Abg. Dr. **Oertel** (kons.): Ich halte es für viel wünschenswerther, wenn solche Fälle privatim dem Staatssekretär mitgetheilt und vom Hause nur dann verhandelt werden, wenn der Staatssekretär selbst es für erforderlich hält. Die Ausnutzung des Postaverkums zu gunsten einer bestimmten Partei halten wir nicht für gerechtfertigt und wünschen sie auch nicht; der Staatssekretär hat aber ganz recht, wenn er dafür die Verantwortung von sich ablehnt. Das Wort von dem Herumreiten auf dem starken Mann ist nicht von uns erfunden worden, wir gestehen aber gern zu, daß wir etwas mehr Kennzeichen von Stärke an maßgebenden Regierungsstellen wünschen, und wir machen kein Hehl daraus, daß Herr v. Podbielski mit der entschiedenen Art seines Vorgehens unseren Beifall findet und vorbildlich für manche Herren sein sollte, die vor wenigen Wochen auf seinem Stuhle oder in der Nähe desselben eine ganz andere Tonart wie er anschlugen. Im Staate muß Autorität herrschen, am meisten unter den Beamten. Das ist immer unser Standpunkt gewesen und dieser Standpunkt wird durch unsere Haltung gegenüber der Maßregelung preußischer Landräthe in keiner Weise geändert, weil wir diese Maßregelungen nicht für verfassungsmäßig halten. Mit dem Verhalten der Postverwaltung und des Staatssekretärs sind gerade die unteren Beamtenkreise weit mehr zufrieden, als sie es in früheren Zeiten waren, denn sie sehen ein, daß die Dienstzucht im Postbetriebe mehr als irgend wo anders nothwendig ist. Herrn Singer mag ja vielleicht das Wort Dienstzucht nicht gefallen, aber er kann sich beruhigen, es ist nur eine gute Verdeutschung für Disziplin, und wenn Herr Singer einmal Postzens würde (Heiterkeit), so würde auch er — trotzdem er nicht Husar ist — für ihre Aufrechterhaltung eintreten müssen. Selbst alte Gegner haben sich jetzt schon höchst anerkennend über unseren Staatssekretär im Reichspostamt ausgesprochen, und ich danke ihm ganz besonders für die von ihm vorgenommenen Verbesserungen des Postwesens auf dem Lande; da ist jetzt in einem Jahre mehr geschehen, als sonst in zehn Jahren. Allerdings manches bleibt noch zu thun übrig. Einmal ist eine Erweiterung des Fernverkehrs auf dem Lande zu wünschen, und dann müßte auch dafür gesorgt werden, daß die Klagen der Landbewohner verstummen, daß sie stets den Botenlohn für ankommende Depeschen zu entrichten haben. Meistentheils liegt doch die Absendung eines Telegramms im Interesse des Absenders; es wäre daher nur billig, wenn er den Botenlohn gleich bei der Aufgabe vorher zu entrichten hätte. Zum Schlusse möchte ich den Staatssekretär fragen, wie es kommt, daß so wenig aus der früheren sächsischen Postverwaltung übernommene höhere Beamte Carrière gemacht haben. Wir haben nicht einen einzigen ehemals sächsischen Postbeamten, der Ober-Postdirektor geworden ist. Da scheint mir doch eine Zurücksetzung vorzuliegen.

Staatssekretär **von Podbielski**: Für die Beförderung in höheren Dienststellen ist lediglich die Qualifikation der Beamten maßgebend gewesen, nicht ihre Staatsangehörigkeit. Auch Preußen ist dabei ziemlich schlecht weggekommen, es hat von 41 Oberpostdirektoren nur 22 gestellt. Ich erinnere den Abg. Oertel auch daran, daß an der Spitze der ehemaligen sächsischen Oberpostdirektion in Leipzig auch kein Sachse, sondern ein Baier stand. Den Wünschen, betreffend das platte Land werde ich soweit wie möglich nachkommen. Die Erhebung der Botengebühr von Telegrammaufgebern läßt sich schwer durchführen, nicht nur aus Verwaltungsrücksichten sondern auch deshalb, weil die Zahl derjenigen Telegramme, die lediglich im Interesse des Empfängers liegen, entgegen der Ansicht des Vorredners sehr groß ist. Mit der Erweiterung des Fernsprechnetzes auf dem Lande werden wir viele Botengänge durch Benutzung des Fernsprechers zum Zuspruch der Telegramme vermeiden können. Wir gehen mit der Ausbreitung des Fernsprechwesens auf dem Lande ganz konsequent zu Werke, es wird aber noch etwa sechs Jahre dauern, bis das platte Land in erheblicherem Umfange mit einem Fernsprechnetz überzogen ist.

Abg. **Singer** (Soz.): In der Frage des Postaverkums ist die Thätigkeit des Staatssekretärs nicht ausreichend. Er hätte feststellen müssen, daß ein Mißbrauch vorliegt, durch den der Post Gelder entzogen sind, und hätte genau wie von jedem Privatmann, so auch von der Behörde die Gelder nachträglich einziehen müssen. Der Staatssekretär hat seine Rede zu einem akademischen Vortrag gegen die Sozialdemokratie gestaltet. Neu war das nicht, er stellte sich als Retter des Volkes hin. Aber nach den Erfahrungen, die die Herren bisher gemacht haben, sollten sie doch etwas bescheidener sein. Will der Staatssekretär die Sozialdemokratie bekämpfen, so gönne ich ihm dies Vergnügen. Lorberen wird er sich dabei nicht holen. Thöricht ist es, meinen Parteigenossen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie bezahlte Agitatoren haben. Ich finde das ganz selbstverständlich, die Herren Dr. Hahn, Frhr. v. Wangenheim und Rösicke werden doch für ihre Agitation im Dienste des Bundes der Landwirthe auch bezahlt. Und als Mitglied der Regierung konnte der Staatssekretär auch wohl wissen, aus welchen Fonds die Gelder für die Flottenagitation fließen. In meiner Partei ist so viel Opferwilligkeit vorhanden, wie in keiner andern. (Widerspruch.) Daß Wahlbeeinflussungen stattgefunden haben, hat der Staatssekretär nicht bestreiten können. Es ist ja sehr freundlich, daß ein Beamter die Postillone legitimirt, aber thatsächlich ist das doch eine Wahlbeeinflussung. Es braucht ja nicht gerade der Staatssekretär in die Wahllokale zu gehen, dazu reicht ein einfacher Hauswart aus. (Heiterkeit.) Daß der Hauswart schon seit 1887 die Beamten legitimirt, das beweist doch nur, wie Recht wir haben, wenn wir sagen, daß die Wahlbeeinflussungen in der Reichspostverwaltung Mode sind. Im Uebrigen bin ich überzeugt, daß ein Mann wie der Staatssekretär, der gewohnt ist, den Befehlen seiner Vorgesetzten zu gehorchen, auch im sozialdemokratischen Staat seinen sozaldemokratischen Vorgesetzten gehorchen wird.

Abg. Dr. **v. Jazdzewski** (Pole) führt Beschwerde über die Versetzung polnischer Postbeamten und über unhöfliches Auftreten von Beamten am Postschalter.

Staatssekretär **v. Podbielski** erwidert, daß auch er höfliches Auftreten der Postbeamten dem Publikum gegenüber wünsche und vorschreibe. Eine Verfügung betreffend Versetzung von Beamten sei von ihm weder generell noch prinzipiell erlassen. Es seien auch von über dreitausend Beamten im Bereich der Oberpostdirektion Posen nur 10 versetzt, während von Pommern nach Sachsen 30 versetzt werden mußten. Verkehrsbeamte müssen, wenn sie brauchbar sein wollen, nicht auf dem einseitigen Boden des lokalen Kolorits stehen bleiben. Das Vorgehen der Oberpostdirektion Posen entspreche ganz seinen Intentionen.

Abg. Graf **Roon** (kons.) drückt seine Freude über die Maßnahmen des Staatssekretärs zur Wiederherstellung der Disziplin aus. Der Staatssekretär habe gezeigt, daß das auch bei den jetzigen Gesetzen möglich sei; es sei erfreulich, daß er sich nicht, wie andere Minister, auf die Defensive beschränkt habe. Man müsse den Kampf aufnehmen und den Feinden des Staates zu Leibe gehen (Beifall rechts). Die sozialdemokratischen Agitatoren nehmen den Arbeitern die sauer verdienten Groschen ab, um dann die Leute zu verhetzen und den Staat umzustürzen, während der Bund der Landwirthe den Staat erhalten will. (Lachen bei den Soz.) Er könne nur sagen, daß jeder Staatsbeamte, der die Wahl eines Sozialdemokraten verhindert, damit nur seine Pflicht thut. (Beifall rechts. Widerspruch bei den Soz.)

Abg. **Schmidt-Warburg** (Ctr.) kommt auf die erste Rede des Staatssekretärs zurück und erwidert, daß bezüglich der Ansprüche der Militäranwärter an das Reich bereits eine Entscheidung des Reichsgerichts vorliege. Ein anderes Urtheil sei nicht zu erwarten. Das Reich möge sich deshalb diesen Beamten gegenüber nicht auf den Standpunkt der Fiskalität stellen.

Abg. Dr. **Müller**-Sagan (fr. Vp.) erklärt, daß die Ausführungen des Staatssekretärs den Beweis erbracht hätten, daß thatsächlich Wahlbeeinflussungen stattgefunden haben. Der Staatssekretär hätte besser gethan, den Unfug zu tadeln und für Abhilfe zu sorgen, statt den Beamten hier zu vertheidigen. Der Staatssekretär scheine kein Lob vertragen zu können; er werde künftig sparsamer damit sein.

Hiermit schließt die Debatte.

Der Titel „**Staatssekretär**" wird bewilligt und die Verhandlung vertagt auf Mittwoch 1 Uhr.

Schluß 5¾ Uhr.

Verantwortlicher Redacteur **Felix v. Eckardt**,
Druck u. Verlag der Badischen Landeszeitung G. m. b. H. in Karlsruhe.

Nutzholzverkauf.

Großh. Forstamt **Pforzheim** versteigert aus Domänenwald Hagenschieß mit Borgfristbewilligung am

Dienstag den 6. Februar d. J., morgens 9 Uhr,

im Seehaus:

188 Nadelstämme I.—III., 737 dto. IV. u. V., 71 Nadelsägholz, 99 Buchen I. u. II. Kl., 56 Ster Nadelrollen (2 m lang) u. fichtene und tannene Stangen; 16490 Baustangen I. und II., 10630 Hopfenstangen I. und II., 5425 dto. III. und IV. Kl., 6430 Reb- und Bohnenstecken. 623.2.2

Listenauszug für das Stamm- und Sägholz durch Forstwart Messerschmidt auf Seehaus, der, wie die Forstwarte Maier und Kramer auf Seehaus, Keller in Eutingen, Bauer in Niefern, Künkele in Pforzheim nach Hutdistrikten das Holz vorzeigt.

Runkelrüben,

50 Zentner, werden zu kaufen gesucht. Angebote sind bis **3. Februar ds. Js.** auber einzureichen. 654.2.2

Karlsruhe, den 29. Januar 1900.

Stadtgarten-Verwaltung.

Im Centrum der Stadt Karlsruhe

sind große

Geschäftslokalitäten,

Laden, Kontor, Magazine ꝛc. **mit Gesamtflächeninhalt von 400 qm per 1. Juli preiswert zu vermieten. Kostenlose Auskunft erteilt das Liegenschaftsbureau von** 517.6.3

E. Creuzbauer,
Karlsruhe.

Friedenstraße 13. Telefon 432.

Honig.

Feinsten, **garantiert reinen**, unverfälschten Bienenhonig vers. die **10 Pfd.-Dose** zu **6,50 M.** franko **A. Steinkamp**, Imkerei in **Cloppenburg**, Großhzth. Oldenburg. 600.41.3

Wichtig für Kapitalisten!

Hochlohnende neue Industrie.

Deutsche Kunstsandsteinwerke Patent Kleber Actien-Gesellschaft, Berlin, Friedrichstrasse 138.

Vergiebt Licenzen 116.12.5
und installiert Fabriken zur Herstellung von

Ziegelsteinen aus Sand.

Jahresproduktion von 2 bis 100 Millionen Steinen.
Besser und billiger als Steine aus Lehm und Thon.
Patente in allen Staaten. D. R. P. 103777.
Man verlange Prospekte.

Gasthof I. Ranges zu verkaufen.

In einer größern industriellen Ortschaft des badischen Oberlandes ist ein Gasthof I. Ranges **zu verkaufen.** Derselbe ist in fast neuem Zustande, umfaßt 21 möblierte Gastzimmer, große, von Vereinen sehr gesuchte Theater- und Konzertsäle, vollständige Kellereinrichtung. Kaufsumme Rm. 200.000. Anzahlung mindestens ⅓ dieser Summe, für den Rest 1—2 solvente Bürgen. Solider Käufer erhält ev. nil. noch Ablaß. 564.4.2

Offerten sind unter Chiffre **N. 345 Q.** an **Haasenstein & Vogler, Basel** (Schweiz), zu senden.

A. Hunsinger,

Kleidermacher, 512.6.2

33 Herrenstrasse 33.

Anfertigung feiner Herren-Garderobe.

Garantie für eleganten und bequemen Sitz.

Grosses Lager

von deutschen und englischen Neuheiten.

Darmstadt,

Hessen.

Höheres Töchterpensionat.

Gediegene wissensch. Fortbildung. Sprach. v. Ausländerinn., sämtl. prakt. u. Kunsthandarb., gründl. Anleitg. im Haushalte, guter Musik- u. Malunterr. — Gewissenh. Pflege u. Erzieh. gesellsch. Ausbildung, Theater, Concerte, reiche Kunstsammlung, Waldreiche Umgebung, Garten und Spielplatz am Hause. — Empfehlen d. Eltern ꝛc. früh. Pens. Honorar 1000 Mk. Prosp. u. näh. Ausk. durch die Vorsteh.: Frl. **Clementine Dupré**, staatlich geprüfte Oberlehrerin. 633.20.2

Liegenschafts-Erwerb.

Villen, Herrschafts-, Geschäfts-Häuser

in bevorzugten Lagen, in hier und **auswärts**, in prachtvollen **Gegenden**, — größte Nutzen bringende, **vorzüglichst eingerichtete**, mit unerschöpflichem **Thonlager** und Bahnanschluß versehene Dampfziegelei —, weitbekanntestes, **großes**, besseres Restaurant, an Hauptstraße in Universitätsstadt belegen, zu **verkaufen** oder **vertauschen** an Hand habend, bringe hiemit geehrten Liebhabern **zur** gefälligen Kenntnisnahme. Reellste Bedienung u. jede gewünschte Auskunft zusichernd

Adolph Jost,
Karlsruhe,
63. Kaiser-Allee 63.

Anfragen bitte Retourmarken beizulegen. 102.—.10

Sect-Vertretung.

Altbekannte Rheingauer Sectkellerei sucht für **Karlsruhe** u. Umgegend einen tüchtigen **Vertreter**, ev. überträgt sie einer ren. Weinhandlung den Alleinverkauf. 99.—11

Offerten u. F. H. 33 an d. Ann.-Exp. v. **G. L. Daube & Co., Frankfurt a. Main.**

C. Jessen,

Karlstr. 29a.

Großes Lager vorzüglicher

Weiss- u. Rothweine.

Billige Tischweine im Faß u. feinste Jahrgänge in Flaschen.

Moselweine

zu 55, 60, 75, 90, 100, 120 Pfg. pr. Liter im Faß oder pr. Flasche. 97.50.37

Proben frei ins Haus.

Für Brautleute.

Eine bessere, komplette Aussteuer, bestehend aus 2 franz. Bettstellen, Rösten, Polstern und Matratzen (Drell, rot), 1 Waschkommode und ein Nachttisch mit Marmor, 2 Chiffonnieres mit Muschelaufsatz, 1 Vertico, 1 Kameeltaschen-Divan, 1 Auszugtisch in Eichen, 6 besseren Rohrstühlen, 1 Spiegel, 1 Küchenschrank, 1 Küchentisch und ein Hocker, **ist um den billigen Preis von 680 Mark**, auch ist eine **Aussteuer zu 280 Mark** zu verkaufen im Möbel- und Tapeziergeschäft von **Wilh. Seiter, Hebelstraße 4.** 496.6.4

Schwarzwaldgasthof,

zugleich Bahnhofwirtschaft, im westlichen Schwarzwald, unter sehr günstigen Verhältnissen und Zahlungsbedingungen zur baldigen Uebernahme **billig feil.** — Auskunft durch **Albert Rotzinger** in **Freiburg i. B.** 567.3.2

Pensionat für Schulkinder.

Gesunde Höhenlage, großer Garten und Spielplatz, nur 4 bis 6 Kinder, sorgfältige Pflege, vortreffliche Lehranstalten am Platze, Ueberwachung der Schulaufgaben; **Fortbildungskurs** für größere Mädchen. Prospekt und Referenzen durch

Paula Cathiau,
219.12.12 **Lahr i. B.**, Hochstraße 28.

beim Mittagessen hatten: 1. Suppe, 2. **Rindfleisch** mit Senf und grüner Gresse (Kresse), 3. Spinat mit Eiern, 4. weiße Rüben mit Cotlets, 5. Spargel mit Sauce und Servaltwurst, 6. Olmet Soufflé, 7. jungen Hasen mit Wein gestopft, 8. Forellen, 9. Kalbsbraten mit Salat, 10. zum Dessert Mandeln, Bisquit und Confect, 11. Butter und Käse, 12. Kaffee, für dieses alles sehr reichlich nur für mich und Eckermann allein aufgetragene Essen nebst einem Nösel recht guten Wein zahlte die Person 15 Gr. 8 Pf. Diß müßte man unseren Wirthen unter den Fuß geben. Hirbei bat noch die Wirtin heute so vorlieb zu nehmen.

Was mag diese Schwarzwaldwirtin aus der guten alten Zeit ihren Gästen erst aufgetischt haben, wenn diese nicht bei ihr mit einem so bescheidenen Mahl von zwölf Gängen für 15 Groschen und 8 Pfennige vorlieb nehmen mußten!

* **Der heilige Sebastian und seine Agenten.** Die Kemptener Polizei, so schreibt man der „Frkf. Ztg.", hat dieser Tage die irdischen Agenten des „heiligen Sebastian" mit rauher Hand gepackt und sie hinter Schloß und Riegel gebracht, wo sie jetzt ihrer Verurteilung wegen Betruges entgegensehen. Seit Jahren war es hier in „gläubigen" Kreisen bekannt, daß die jetzt etwa 50 Jahre alte Frau Viktoria Leiprecht durch Vermittelung des „heiligen Sebastian", der ihr erschienen sei, Botschaften, Briefe u. s. w. von armen Menschenkindern zu den im besseren Jenseits lebenden Seelen und umgekehrt beförderte. Die würdige Dame hatte sich mit der Zeit eine recht ansehnliche Kundschaft gezogen, die mit ihrer und des „heiligen Sebastian" Hilfe fleißig mit den Geistern im Jenseits korrespondierte. Aber nicht nur Briefe gingen und kamen über den Hades, sondern auch Pakete, Geldsendungen u. s. w. Da nebenbei auch das „Porto" für diese himmlische Post kein geringes war, so warf das Institut Erträgnisse ab, an denen Poddielski seine helle Freude gehabt hätte; Frau Viktoria Leiprecht konnte sich, obwohl sie, um ihr Geschäftsrenommee aufrecht zu erhalten, fleißig Wallfahrten nach Lourdes, Maria Einsiedeln u. s. w. unternahm, bald ein eigenes Haus an der Fürstenstraße kaufen, wohin ihre fromme Kundschaft in hellen Haufen wanderte. Am Donnerstag nun hat die Polizei, der das Treiben zu bunt wurde, den himmlischen Postdienst in jäher Weise unterbrochen, indem sie die Vertraute des „heiligen Sebastian" verhaftete. Mit ihr wurde auch der 65jährige Maurer Gabriel Dreß festgenommen, der als Gehilfe gute Dienste leistete; er machte nicht nur den himmlischen Postboten, sondern erkundete auch genau die Lebens- und Familienverhältnisse derjenigen, die durch Vermittelung der Leiprecht mit den abgeschiedenen Seelen korrespondierten. Aufgrund seiner Informationen wurden dann die Antworten aus dem Jenseits verfaßt. Eine Anzahl zur Bestellung bereiter „Postsachen" wurde beschlagnahmt.

* **Die Jahrhundertpostkarten.** Alle Welt hat sich um die Jahrhundertpostkarten gerissen, aber auch alle Welt hat an ihnen zu tadeln. Der „Kunstwart" schreibt: „Als wir von der Jahrhundertpostkarte das erstemal hörten, freuten wir uns; das ist gut, daß die Postverwaltung solche Gelegenheiten benutzt, etwas Schönes unter's Volk zu bringen. Nun liegt es vor uns, dieses „Schöne". Rechts, um die verunglückte neue Marke herum, mittelmäßig ausgeführt, das übliche Lorbeergerank und Bandgeschlenker. Links aber vor einer ganz elend schlecht gemachten Sonne schülerhaft kleinlich hingestümperte Wolken und dann ein 1900, bei dem man unwillkürlich an die goldene 110 denkt. Sogar der größest mögliche stilistische Unsinn ist nicht vermieden: die Ziffern sind durch Ränderung auf nur einer Seite als Körper stilisiert. Der Postkartenaufdruck mit Schrift und Linien läßt sich durch diese Kunstleistung nicht stören, er läuft ruhig durch Strahlen, Wolken und Lorbeerzweige seines Weges weiter. Ich will dem Buchbinder in Klein-Pyritz nichts Uebles nachsagen, aber ich halte es ja für möglich, er liefert der dortigen „Melpomene" die Stiftungs-Menukarten auch nicht besser. Daß aber eine Jahrhundertkarte der deutschen Reichspost so zusammengeschustert werden kann, daß man solch' ein Blatt statt bei einem unserer besten Künstler im Laden um die nächste Ecke bestellt, das ist für unsere Kultur in künstlerischen Dingen zum Erschrecken bezeichnend."

* **Der Ohm.** Unter dem Titel „Der Ohm" veröffentlicht Emile Bergerat im Pariser „Eclair" einen Brief, der ihm von einem mit den Buren kämpfenden Freunde zugegangen ist und folgende charakteristische Geschichte eines der hervorragendsten Führer der Transvaal-Republikaner enthält: „Der Ohm Van Bosboom ist nicht mehr und nicht weniger als der beste Schütze unter diesen Republikanern, die alle ins Schwarze zu treffen wissen. Er ist 55 Jahre alt und hat noch nie einen Hirsch, einen Kaffer oder einen wilden Strauß gefehlt. Vor sechs Mona[illegible] besaß der Ohm, wie er allgemein kurzweg genannt wird, ein bedeutendes, in den Goldminen erworbenes Vermögen und eine blühende Familie. Die Minenwerte sanken auf nichts herab. Der Ohm ertrug diesen Verlust mit der größten Ruhe, aber als er in der Schänke erfuhr, daß seine beiden Söhne hintereinander von den Dum-Dums der Engländer getötet worden und daß er keine Erben mehr habe, die ihm am Tage der großen Reise ins unbekannte Jenseits die Augen zudrücken könnten, ging eine gewaltige Veränderung mit dem alten Manne vor. Er suchte seinen Freund Stephanus Johannes Paul Krüger auf, mit dem zusammen er ehedem in allen Unabhängigkeitskämpfen Schulter an Schulter gestritten hatte, und ersuchte ihn, ihm wieder seinen Grad als Landdrost zu verleihen. „Hast du noch deine gute berühmte Flinte, mit der du so zahlreiche Matabeles des Königs Lobingula erlegt hast?" fragte ihn der Präsident. — „Ja," erwiderte Van Bosboom. — „Dann hast du nur Patronen nötig und bist deshalb gekommen?" — „Nein, ich habe auch Patronen," entgegnete der Ohm. „Ich verfertige sie selbst." — Dann flüsterte er dem Präsidenten etwas in das Ohr, das diesen doch gewiß nicht so schnell aus seinem Gleichmut zu bringenden alten Herrn so überraschte, daß er seine Pfeife fallen ließ. — Dann nahm der Ohm mit den geheimnisvollen Worten von dem alten Waffengefährten Abschied. „Da sie das bei uns holen wollen, so sollen sie gut bedient werden." — Seit dem November ficht nun der alte Landdrost an der Spitze seiner kleinen Truppe gegen die fremden Eindringlinge. Mit seinem unfehlbaren Mausergewehr, dem er den Beinamen Lobengula gegeben hat, geht er folgendermaßen zu Werke. Zur Erinnerung an seine Söhne wählt er sich stets mit seinen adlerscharfen Augen die jüngsten und am aristokratischsten aussehenden Offiziere in den Scharen der fremden Dränger aus, legt sich sodann platt auf die Erde, nachdem er die furchtbare Auswahl getroffen hat, zielt lange und bedächtig trotz des dichten Rauches, der Kampfrufe und den militärischen Bewegungen auf das auserlesene Opfer, feuert ab, erhebt sich dann mit einem Rucke und schreit: „Chamberlain!" Darauf läßt er die Waffe fallen, während konvulsivisches Zucken seine Glieder durchläuft, denn der Ohm ist ein frommer, humaner Mann, der Gott fürchtet und Vater gewesen ist. So tötet er fast täglich zwei Offiziere, nicht einen mehr, nicht einen weniger; dann liest er andächtig in seiner alten Bibel aus dem 17. Jahrhundert, die er in seinem Rucksacke stets mit sich führt. Nun kommt aber das Seltsamste: wenn die Ambulanzen unter so vielen Opfern die beiden täglichen des Ohms in das Lazarett schaffen, erkennen sie dieselben bei der Autopsie leicht heraus; denn anstatt zwei Unzen Blei oder Stahl, haben sie zwei Unzen — Gold entweder mitten im Herzen oder im Hirne. Der alte Landdrost stellt eben seine Patronen selbst her."

* **Telephonkontrolle und Verbilligung.** Der französische Unterstaatssekretär für Post und Telegraphie, Herr Mougeot, der sich schon durch viele Neuerungen und Vereinfachungen die Dankbarkeit der Franzosen und speziell der Pariser gesichert hat, wird demnächst eine sinnreiche Erfindung allgemein einführen, die eine Kontrolle der telephonischen Unterredungen und somit eine Herabsetzung der in Frankreich anscheinend hohen Taxen für diese ermöglichen wird. Neben jedem Telephonapparat wird der neue zum Registrieren bestimmte angebracht; seine Drähte werden mit denen des ersteren verbunden. Sobald der Abonnent mit der von ihm verlangten Person in Verbindung gesetzt ist, wird infolge einer besonderen Vorrichtung seine Stimme für diesen unverständlich. Er muß auf einen aus dem Registrierapparate hervorspringenden Knopf drücken, um sprechen und hören zu können. Nach drei Minuten tritt dann wieder das Verhallen der Stimme ein, der erst durch erneutes Drücken auf den Knopf für fernere drei Minuten ein Ende gemacht werden kann. Alle Gespräche werden somit durch den Kontrollapparat registriert und jeden Monat fordert ein Kontrollbeamter so viel Male 15 Centimes, als dem Apparate zufolge Dreiminutengespräche von dem Abonnenten verlangt und gehalten worden sind. Der feste Abonnementspreis soll dann auf 40 Francs festgesetzt werden, zu denen außer den 15 Centimes-Raten per Gespräch noch 120 Francs im ersten Jahre für die Anlage der Apparate kämen. Diese Summe von 160 Frcs. kann übrigens in vier Raten zu je 40 Francs beglichen werden.

Litterarisches.

Aufruf.

Wir sind im Begriff, von Friedrich Hebbels Werken eine historisch-kritische Ausgabe zu veranstalten, um dem großen Publikum wie den Fachgelehrten die genaue Kenntnis dieses Dichters zu ermöglichen, der seinerzeit so weit vorauseilte und die moderne Litteraturentwickelung einleitete. Zum erstenmale soll alles von ihm Herrührende gesammelt und aufgrund der Handschriften und ersten Drucke in verläßlicher Gestalt vorgelegt werden.

Den Werken dürften sich im Sinne Hebbels die Briefe und Tagebücher anschließen; zunächst jedoch wird ein Band Nachlese von seinen Briefen unter Mitwirkung Fritz Lemmermayers als Fortsetzung und Abschluß der Bambergischen Veröffentlichungen erscheinen.

Die Unterzeichneten bitten daher alle Besitzer von Handschriften Hebbels, sie ihnen gütigst zur Benutzung zu überlassen. Auch für den Nachweis von seltenen Drucken, Zeitschriften 2c. mit Beiträgen Hebbels wäre der Herausgeber zu Dank verpflichtet; er bürgt für sorgfältige Aufbewahrung und Rücksendung, gegebenenfalls könnten die Sendungen an die Direktion der k. k. Universitätsbibliothek in Lemberg adressiert werden, nur mit dem Zusatze, daß sie für den Unterzeichneten bestimmt seien.

Berlin und Lemberg im Januar 1900.

B. Behr's Verlag (E. Bock)
Berlin W. 35
Steglitzer Straße 4.

Prof. Dr. Richard Maria Werner
Herausgeber
Lemberg (Galizien)
Zygmuntowska 12 A I.

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung".

Nr. 9. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **31. Jan. 1900.**

Zum 200jährigen Geburtstage Joh. Christoph Gottscheds.

(Geb. 2. Februar 1700.)

Die ältere Generation erinnert sich fraglos bei obiger Erinnerung an die Zeiten, in welchen man den weiland schier allmächtigen Donnerer auf dem kritischen Parnasse Deutschlands garnicht zu den erst zu nehmenden Litterarhistorikern zu zählen sich gewöhnt hatte; man fertigte damals den Mann, der den Hanswurst verbrannte, als einen verbohrten Pedanten ab, welcher den urfrischen Humor von unserer Schaubühne verbannen und diese an die Franzosen ausliefern wollte. Dann kam um die Mitte dieses Jahrhunderts eine große Wärmewelle über Herz und Hirn der deutschen Gelehrtenwelt, und sie stellte sich an den bewußten großen Trog, um die bewußte Mohrenwäsche vorzunehmen. Von diesen Rehabilitionen profitierte auch Gottsched, und seit der Zeit steht seine Persönlichkeit wiederum in der richtigen Beleuchtung. Just so ein Mann, der an der Grenzscheide zweier großer Litteratur-Epochen stand und der neuen Zeit absolut kein Verständnis entgegen brachte, deren Anschauungen und Ziele zunächst durch Bodmer und Breitinger, dann aber durch Gotthold Ephraim Lessing verkündigt und vertreten wurden, just so ein Mann, der, selbst im Zenith seines Ruhmes stehend, eigentlich niemals etwas Positives geschaffen hat, mußte selbstverständlich dem Fluch der Lächerlichkeit nur zu bald und um so eher verfallen, als er sich im Besitz der Macht so manche Ausschreitungen hatte zu schulden kommen lassen, zu denen sein maßloser Eigendünkel und seine grenzenlose Eitelkeit ihn hinrissen. Diese Selbstüberschätzung wurde in Gottsched schon in frühester Jugend groß genährt; war er doch eines jener Wunderkinder, die noch vor der Konfirmation die Universität (1714 in Königsberg) beziehen und als flaumbärtige Jünglinge selber bereits den akademischen Lehrstuhl besteigen durften! (1725 in Leipzig.) In schnellem Flug vollendete er den Aufstieg zu den höchsten Würden; mit 34 Jahren ward er ordentlicher Professor! Der eminente Erfolg, den der junge Professor nicht bloß in Leipzig, sondern in der ganzen gebildeten Welt Deutschlands davontrug und der ihm in allen wissenschaftlichen Kreisen, ja ganz besonders auch bei vielen Höfen einen ganz gewaltig großen Einfluß verschaffte, gründete sich hauptsächlich auf die Energie, mit welcher dieser junge Gelehrte den Modeschriftstellern, welche der bessere Teil der Gesellschaft heimlich bereits auf den Aussterbeetat gesetzt hatte, den Garaus machte. Die Welt schmunzelte vor Behagen, als Gottsched die poetischen Geschmacklosigkeiten eines Lohenstein und Hoffmannswaldau mit den richtigen Bezeichnungen belegte. Damit erwarb er sich fraglos ein Verdienst und ähnlich war sein Erfolg auch sonst: er schaffte das Schlechte und Ueberlebte bei Seite und machte Raum und Platz für ein Neues. Aber selbst hat er dieses Neue nie produziert. Speziell im Drama, über das er mehrere Jahrzehnte eine förmliche Diktatur ausübte, waren ihm (im Gegensatz zu Bodmer und Breitinger, die für englische Muster und Vorbilder eintraten), bekanntlich die Franzosen, welche er fälschlich quand même für die Erben und Nachfolger der antiken Poeten hielt, allein maßgebend, und diese Einseitigkeit war es, die ihn zu Fall brachte und seine nicht unantastbare Unfehlbarkeit noch zu seinen Lebzeiten als einen trügerischen Wahn denunzieren mußte.

Gottsched hat in den 66 Jahren seines irdischen Daseins unendlich viel zusammengeschrieben! Heute darf man natürlich von der Spreu nicht mehr reden, aber es bleiben doch noch etliche Körner übrig. So steckt z. B. echt deutscher Gelehrtenfleiß ganz ohne jede Frage in seinem zweibändigen Werke: „Nötiger Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst von 1450 an", das heute noch für jeden Litteraturhistoriker unentbehrlich ist, sowie in dem sechsbändigen Buch: „Die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten". Als Bühnendichter wurde Gottsched sein eigener Totengräber, trotzdem erlebte sein berühmtestes Trauerspiel: „Der sterbende Cato" nicht weniger als zehn Auflagen!! Dieses Stück bezeichnet heute noch den tiefsten Niedergang der deutschen Theatralik und zugleich — im Hinblick auf den oben erwähnten Bucherfolg — des deutschen Geschmackes im vorigen Jahrhundert. Freilich, wenn man vor die allerdings zur Verzweiflung bringende Frage gestellt wurde: ob man lieber die Langweiligkeit des sterbenden Cato oder die unflätigen Gemeinheiten des Hanswurst in den damaligen Stegreif-Komödien über sich ergehen lassen möchte, so würde man sicherlich doch Herrn Gottscheds Tragödie herunterwürgen! Wäre die dichterische Potenz Gottscheds ebenso bedeutend gewesen, wie dessen kritische, so hätte er die durch die Hanswurstiaden zum Augiasstall degradierte Schaubühne auf Dezennien hinaus beherrschen können. So leistete er durch die Verbrennungsaktion, welche auf seine Anregung die bekannte Theaterprinzipalin, die Neuberin, vornahm (1737), wiederum nur Negatives! Es ist eigentlich auffallend, daß eine so vielseitig gebildete und energische Dame, wie Gottscheds Gattin, deren Briefwechsel man nicht blos aus litterarischem, sondern auch aus kulturhistorischem Interesse auch heute noch ganz gerne liest, daß Viktoria Kulmus, sagen wir, neben ihrem Gemahl, nicht noch weit mehr zur Geltung gelangte. Wir wollen die Lektüre ihres Lustspiels „Die Hausfranzösin" zwar durchaus nicht unseren jüngeren Leserinnen empfehlen, aber interessant ist fast alles, was sie der Nachwelt hinterließ, wie die Mehrzahl der Lehrbücher, für die ihrem Gatten einst die aurea coronna vom Areopag der deutschen Gelehrtenwelt zugesprochen wurde. Charakteristisch für den so ganz und gar poesielosen Mann — und damit wollen wir schließen — ist offenbar seine Meinung: daß man das Dichten ebenso gut erlernen könne wie Latein und Englisch. Natürlich aber nur durch den Nürnberger Trichter der Gottsched'schen Hirnfabrik!

Was hab' ich im Parke gesehn?

Humoreske von Karl Murai.

(Aus dem Ungarischen.)

Ich weiß es mir selbst nicht zu erklären, wie es kam, daß mich einst ein Lied so sehr ergriff. Ein dummes Lied, das ich in einem Orpheum hörte. Seine Musik taugte nicht viel, und sein Text war der pure Blödsinn. Die Sängerin, die eine auffällige Stumpfnase hatte und deren Stimme lauter kreischte, als notwendig, rückte um Mitternacht mit dem Liede hervor, als wir bereits Schaumwein tranken.

Doch so sehr ich mir auch den Kopf zerbreche, der Text will mir nicht mehr so recht in den Sinn. Aber wenn ich mich auch des Textes nicht mehr erinnere, so ist doch das eine gewiß, daß mir eine Zeile des Verses immer wieder einfällt, und diese Zeile lautet: „O, was hab' ich im Parke gesehn?"

Diese Zeile samt der Melodie blieb mir im Kopfe, und ich mußte dieselbe immer wieder wiederholen. Anfangs nur bei mir selbst, später leise, und schließlich ganz laut. Sie wurde mit der Zeit zu einer Redewendung bei mir und ich sang sie ganz unfreiwillig. Besonders aber, wenn meine Gedanken irgendwie stecken blieben und ich nichts Gescheiderres sagen konnte, obwohl ich etwas sagen wollte. In solchen Fällen begann ich plötzlich die Melodie zu singen, zu nicht geringem Erstaunen aller, die zugegen waren. Die Gesellschaft, die sich die Sache nicht recht erklären konnte, entsetzte sich förmlich, und gewöhnlich fragte mich dann ein Mitglied der Gesellschaft, was ich denn eigentlich im Parke gesehen habe?

Meine Bekannten gewöhnten sich übrigens schnell an die Dummheit und kümmerten sich nicht viel darum. Einem oder dem andern blieb meine sonderbare Gewohnheit sogar kleben, und so ereignete es sich nicht selten, daß ich förmlich erschrak, als ich halblaut singen hörte:

„O, was hab' ich im Parke gesehn?"

Im letzten Sommer war ich in einem Bade. Dort hatte sich

eine sehr nette Gesellschaft zusammengefunden, unter dessen Mitgliedern sehr reizende Frauen und Mädchen waren.

Die Bekanntschaft war schnell gemacht, und nach Verlauf einiger Tage gehörte ich gleichfalls zur Gesellschaft. Diejenigen, die mich in ihrem Kreis aufnahmen, lebten bereits längere Zeit im Bade und arrangierten allerlei Unterhaltungen.

Nach einer solchen Unterhaltung saßen wir im Halbdunkel eines monderhellten lauen Sommerabends vor dem Hotel. Man sprach von diesem und jenem, aber die Unterhaltung blieb plötzlich, wie dies ja oftmals geschieht, stecken. In der eingetretenen Stille nahm meine schlechte Gewohnheit bei mir überhand. Ohne jegliche Absicht begann ich die erwähnte Verszeile zu singen, zu nicht geringem Erstaunen der stummen Gesellschaft, die alles andere eher erwartet hätte als dies.

„Haben Sie etwas gesehn?“ fragte ein alter Herr, der sich schnell zu mir herüberneigte.

Bevor ich jedoch irgend eine Erklärung hätte abgeben können, erhob sich eine auffallend schöne Dame nervös, um schlafen zu gehen. Die schöne Dame entfernte sich, und alles folgte ihrem Beispiele, obwohl die Zeit der Nachtruhe noch lange nicht da war.

Was mich anbelangt, fand ich an der ganzen Sache nichts Auffälliges. Auch ich erhob mich, obwohl ich lieber noch wach geblieben wäre. Langsamen Schrittes ging ich nach Hause und war schon fast bei der Thür angelangt, als ich eine Hand auf meiner Schulter fühlte.

„Auf einen Augenblick“, begann der meinen Arm berührende Herr zu reden, der Schulinspektor war und früher zu den angesehensten Gutsbesitzern der Umgebung gehörte.

„Bitte sehr, ich stehe zu Diensten“ antworte ich höflich.

„Wenn Sie noch nicht müde sind, könnten wir ein wenig spazieren“, beantragte der Schulinspektor.

„Sehr gern!“

Der Schulinspektor faßte mich am Arm und führte mich der im Mondschein erstrahlenden Lichtung entgegen. Statt jedoch zu reden, blieb er in Gedanken versunken und wendete sich erst später zu mir.

„Mein Herr, ich halte Sie für einen ehrenhaften, ritterlichen Menschen, dessen Absicht es keinesfalls sein kann, einer sich allgemeiner Achtung erfreuenden und großes Ansehen genießenden Dame Unannehmlichkeiten zu bereiten. Nein, Sie können unmöglich das Glück einer Familie zerstören wollen.“

Der Schulinspektor hätte keine größere Wahrheit sagen können, denn wahrlich, ich hatte durchaus nicht im Sinne, das Glück der Familien zu stören.

„Ich muß gestehen, mein Herr, daß ich eine Unbedachtsamkeit begangen. Denn schließlich sollte doch ein erwachsener Mensch wie ich, bedenken, daß er die weibliche Ehre nicht aufs Spiel setzen kann. Nun, ich war nicht vorsichtig und gestehe, daß ich gefehlt habe. Genügt Ihnen dies?“

„Vollkommen“, antwortete ich sehr ernst, obwohl ich keine Ahnung hatte, wovon eigentlich die Rede sei.

Der Schulinspektor suchte und drückte meine Hand.

„Ich war meiner Sache sicher, daß ich es mit einem Kavalier zu thun habe, der, was er gesehen, nicht auf die große Trommel schlägt. Nicht wahr, ich kann Ihres Stillschweigens gewiß sein, und das Geheimnis bleibt unser Drei Geheimnis?“

„Seien Sie ganz beruhigt.“

Dieses Versprechen that ich sehr ernst, und zwar um so mehr, da das Geheimnis auch vor mir ein Geheimnis war. Von der ganzen Angelegenheit hatte ich nicht die geringste Ahnung.

Der rätselhafte Schulinspektor holt tiefe Atem und fuhr fort:

„Im ersten Augenblicke wollte ich Sie niederschießen, jedoch dann bedachte ich die Sache. Es wären Zeugen dazwischen getreten, Erklärungen erfolgt, und während der Verhandlungen hätte alles offenbar werden können, und dies hätte ich unter keinen Umständen gewünscht. Sie darf auch nicht der Schatten eines Verdachtes treffen. Sie hat einen Gatten und Kinder, und auch ich bin Familienvater. Aber glauben Sie nicht, mein Herr, daß es nur eine reine und wahre Liebe ist? Es ist nicht die Sucht nach Abenteuern und nicht bloßer Leichtsinn. Ich liebe sie wahnsinnig und sie würde für mich in den Tod gehen.“

„Ich hebe meinen Hut vor einer solchen Liebe,“ sprach ich und lüftete meinen Hut, was auf den Schulinspektor von wohlthuender Wirkung war.

„Ich wiederhole es, mein Herr,“ — sprach er später — „daß es ein großer Leichtsinn gewesen, im Dickicht des Parkes, wo Sie uns erblickten, sie zu umarmen und zu küssen, aber sie war so schön, so berückend, daß ich der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, sowie auch sie dazu nicht imstande gewesen. Ich würde mein Leben hingeben, um die Sache ungeschehen zu machen.

Jetzt verstand ich plötzlich alles, und die Erkenntnis der Wahrheit verwirrte mich dermaßen, daß ich unwillkürlich wieder ausrief:

„O, was hab' ich im Parke gesehen?“

„Ich verspreche Ihnen, daß Sie dies nie wieder sehen sollen. Weder Sie, noch irgend jemand.

Wir drückten uns einander die Hände, und nachdem ich ein feierlich Gelübde abgelegt, daß das Geheimnis für ewige Zeiten mein Geheimnis bleiben werde, trennten wir uns.

Anderen Tags früh, nach dem Frühstück, drückte mir der Gegenstand der Schulinspektorliebe warm die Hand, und blickte mich vielsagend an, zum Zeichen dessen, daß sie bereits mit dem Schulinspektor gesprochen, und daß dieser ihr alles gesagt habe.

Als ich mich von der wirklich schönen Frau verabschiedete, stand ich plötzlich dem Fräulein Margarete, der blonden Tochter des Majors gegenüber, die zu den reizendsten Geschöpfen gehörte. Sie hielt in der Hand ein Band Gedichte, und sagte, sie könne ein Gedicht nicht verstehen. Und sie bat mich, ich möge es ihr erklären. Damit wir ungestört seien, zogen wir uns in eine Laube zurück, wo ich das der Erklärung bedürftige Gedicht zu lesen begann. Das Gedicht war überaus einfach, weshalb ich das Mädchen verwundert anblickte. Meine Verwunderung darüber, daß sie dies Gedicht nicht verstehe, machte einer noch größeren Verwunderung Platz, als ich sah, daß Margarete weinte.

„Fräulein Margarete, um des Himmels willen, was fehlt Ihnen?“ fragte ich sie ein wenig erschrocken.

Statt mir jedoch zu antworten und eine Erklärung zu geben, weinte sie noch ärger. Auf mein Zureden, Bitten und Flehen besänftigte sie sich langsam und sagte, sie könne nichts dafür. Sie hatte keine Ahnung davon, was geschehen könne, und daß sie am meisten bestürzt gewesen, als sie der Referendar plötzlich umarmte und küßte. Sie war so überrascht, daß sie sich nicht zu verteidigen vermochte. Später freilich, als sie sich verteidigte, sank sie in den Schoß des Referendars. Das verwirrte sie noch mehr und in dieser Verwirrung, als sie gar nicht mehr wußte, was sie thue, konnte es sich ereignet haben, daß sie den Hals des Referendars umarmte, obwohl sie ihn eigentlich würgen wollte.

Nachdem sie mir dies erzählt, bat sie mich, von dem, was ich gesehen, Niemanden etwas zu erwähnen, besonders aber ihrem Papa nichts zu sagen, weil dieser den Referendar sofort in Stücke hauen würde. Der Referendar würde dies wohl verdienen, aber er sei noch sehr jung, und habe ernste Absichten, um ihre Hand anzuhalten. Und dies werde auch geschehen, wenn er nur erst Unterrichter sei.

Während sich das Fräulein so ausweinte, wurde sie noch reizender, und es regte sich etwas wie Neid in meinem Herzen gegen den Referendar, der dieses süße Geschöpf im Parke geküßt und im Schoße gehalten. Nach ihrer Erzählung blickte sie mich mit thränenfeuchten Augen flehend an, und ich kann es garnicht ausdrücken, wie sehr sie sich freute, als ich bei der Asche meiner Ahnen schwor, daß ich schweigen werde.

So lange die Beichte dauerte und wir in der Laube verweilten, spazierte der Referendar vor dem Kursalon auf und ab, das Ergebnis der Verhandlung erregt abwartend. Fräulein Margarete zog mich zu dem finster dreinschauenden jungen Mann hin, und ich mußte auch diesem versprechen, daß ich die Dame seines Herzens nicht kompromittieren werde.

Als wir uns trennten und ich auch den zweiten Fall glücklich hinter mir hatte, summte ich zufrieden vor mich hin:

„O, was hab' ich im Parke gesehn?“

Kurz darauf rief mich ein dicker Herr bei Seite. Als er mich einer einsamen Gegend zuführte, war ich mit der Situation sofort im Reinen und wußte, daß auch dieser Herr im Parke geküßt habe. Freilich irrte ich mich nicht.

„Geehrter Herr,“ sprach der dicke Mann, „wissen Sie etwas über mich?“

„Nein, Ich weiß nichts.“

„Bezog sich Ihre Anspielung, die Sie gestern thaten, daß Sie absonderliche Dinge im Parke sahen, auf mich?“

„Nein, mein Herr, sie bezog sich nicht auf Sie.“

„Also, sahen Sie mich nicht — küssen.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nicht sah.“

Er drückte mir sehr warm die Hand, und sagte mir sehr warm Dank, denn jetzt nach der geschehenen Erklärung ist er nicht mehr gezwungen, zu heiraten.

„Sie“ — so erklärte er die Sache — „behauptete, daß Sie Alles sahen und Zeuge von allem waren, woraus von selbst folge, daß es meine moralische Pflicht sei, sie zu rehabilitieren, das heißt sie zu heiraten. Und ich hätte sie auch geheiratet, nachdem Sie aber nichts gesehen, und keine Ahnung haben, wer „sie“ sei, habe ich nichts an ihr zu rehabilitieren. Habe ich recht?“

„Sie haben recht.“

Als ich mich des dicken Herrn entledigt hatte, ging ich sofort auf mein Zimmer, um nicht weiteren Geständnissen und Bitten ausgesetzt zu sein. Ich schloß die Thür hinter mir ab. Und dies war um so klüger gehandelt, als ich so ruhig die eingelaufenen Briefe lesen konnte. In diesen Briefen waren anonyme Bitten und Drohungen enthalten, die es unzweifelhaft erscheinen ließen, daß sich im Badeparke sämtliche Badegäste geküßt hatten, und daß jeder einzelne besorgt war, daß ich gerade ihn in solcher Situation im Dickicht des Parkes gesehen.

Mein ferneres Verbleiben im Bade versprach durchaus nichts Angenehmes, weshalb ich noch an demselben Tag abreiste, indem ich daran dachte, was ich alles im Parke hätte sehen können.

Ein Hoffest in Berlin.*)

Bei meinem Verschönerungsrat — so nennt der Berliner mit wohlwollendem Spott den Barbier und Friseur — herrschte gestern gewaltige Not. Da er früher bei der königlichen Oper frisierte, genießt er noch heute eines gewissen Ruhmes in der vornehmen Gesellschaft, stutzt den Gardeoffizieren die Bärte und baut die Kunstwerke auf den Köpfen junger und alter Gräfinnen bei Wohlthätigkeitsbällen, Regimentsvergnügungen und Hoffesten. Ein gewöhnliches Menschenkind hatte gestern in seinem Frisierladen, den er gelegentlich auch Atelier zu nennen beliebt, wenig Aussicht, gut behandelt zu werden. Denn der Chef mit sämtlichen Jüngern raste in der Stadt umher, von Palast zu Palast, um seine gnädigste und allergnädigste blaublütige Kundschaft zu bedienen. Daheim walteten nur die Lehrlinge unter Aufsicht der schläfrigen Kassiererin ihres Amtes und schunden verachtungsvoll die bürgerlichen Kunden, die nicht zur großen Defilier-Cour ins Kaiserliche Schloß geladen waren, lebendigen Leibes. Gestern abend hielt nämlich das Kaiserpaar die sogenannte „Schleppenparade“ und „Wadenschau“ ab, welche alljährlich zu jetziger Zeit vor sich geht und im Hofstil die große Defilier-Kur heißt, wobei diejenigen Damen und Herren, welche durch Geburt, Rang und Stellung ein Anrecht auf Hoffähigkeit haben, den Majestäten vorgestellt werden.

Wadenschau und Schleppenparade nennt es respektlos der Berliner; denn die Herren müssen dabei, wenn sie nicht zum Militär gehören und in soldatischer Uniform erscheinen, in der neuen, vom jetzigen Kaiser entworfenen Hoftracht antanzeln, die vom Nabel abwärts ein grandioser Triumph des Radfahrerkostüms ist: sammetene Pumphösschen, seidene Wadenstrümpfe und ausgeschnittene Schuhe! Was die Herren unten zu wenig, haben die Damen dagegen in Form von Riesenschleppen an Kleidung zu viel. Wenigstens unten; oben nicht, da ist der Stoff erfreulich gespart. Diese Schleppen sind auf dem Fußboden nachgeschleifte Pfauenschweife im Großen. Eine richtige Courschleppe muß so lang sein, daß ein Potsdamer Gardeleutnant mit ausgestreckten Beinen bequem darauf sitzen kann, ohne mit den Hacken den Fußboden zu berühren. Das heißt, ich wünsche richtig verstanden zu werden. Er kann darauf sitzen, nicht etwa; daß er es muß! Das wäre selbst bei der traditionellen außerordentlichen Bevorzugung der Herren Offiziere am preußischen Hofe doch wohl eine zu arge Belastung der armen Töchter Evas, die schon im Schweiße ihres Antlitzes unter der Last der Riesenschleppen sich heranschieben. Auf dem Wege von den Vorgemächern, wo sie sich versammeln, bis zur Thüre des Thronsaales, wo die eigentliche Ceremonie vor sich geht, tragen sie die Schleppenungetüme, die übrigens ein Toilettenstück für sich sind, das als Ueberwurf an das Kleid, in der Hüfte oder an der Schulter angeknöpft wird, zur Erleichterung einfach über dem Arm.

Erst wenn sie sich aus dem Schweizersaal und der Roten Adlerkammer dem Ritter- oder Thronsaal nähern, wo sich das Kaiserpaar mit dem Hofstaat befindet, lassen sie vor den Flügelthüren die Schleppen fallen und dienstbereite Hände beeilen sich, die schimmernde Pracht, das liegende Pfauenrad kunstgerecht auf der Erde auseinanderzufalten. Die Trägerin giebt sich nun ordentlich einen Ruck und nimmt alle Kraft zusammen, um wie eine stolze Fregatte zum Throne heranzurauschen, in deren Kielwasser glitzernd das wunderbare aus Samt und Seide geschaffene mit Gold und Silberstickerei durchwobene, üppige Phantasiegebilde einer künstlerischen Schneiderseele einherschwimmt.

An einer Längsseite ist der purpurfarbene Thron aufgeschlagen mit silbernen Thronsesseln. Vor ihnen stand auch gestern, wie üblich das Kaiserpaar. Der Kaiser hatte die besonders prächtige Garde du Corps-Uniform, Weiß und Scharlach, angelegt und trug dazu den Stahlhelm mit fliegendem Goldadler in der Hand; über die Brust schlang sich das breite orangefarbene Band des schwarzen Adlerordens. Die Kaiserin ihm zur Rechten war in lichtblauer Seide, mit edlen Steinen übersät und einem kronenartigen Diadem in der üppigen Haarfülle, die bereits einen leisen grauen Schimmer zeigt, als läge ein ganz leichtes Puderwölkchen darüber, was übrigens frischen Blondinen mit so jugendlicher Gesichtsfarbe wie der Kaiserin einen nicht üblen Reiz giebt.

Als schimmernde Wolke in der Nähe des Thrones, dicht bei dem Kaiserpaar, breitet sich die Gruppe von Prinzen und Prinzessinnen königlichen Geblüts aus, während dem Throne gegenüber die Hofwürdenträger in großer Gala eine bunt schillernde Kette bilden. Zu der freien Gasse zwischen dem Korps der Hofschranzen und Kämmerlinge auf der einen Seite und dem Thron auf der anderen quirlen die Schleppenträgerinnen hinein. Zuerst die ausländischen Damen, an ihrer Spitze das ewig Weibliche aus der Diplomatie, geführt von der Doyenne, diesmal der österreichisch-ungarischen Gräfin v. Szoegenn, die über eine helle Robe eine dunkle Samtschleppe mit Pelzbesatz nach sich zog und ihre beiden Töchterlein als Rosenknospen ganz in Rosa gekleidet mit sich führte. Für einen nicht-aktiven Beobachter ist es ein amüsanter Anblick zu betrachten, wie die Damen stolzen Hauptes und starren Blicks an die Thronstufen heransegeln. Eben noch so steif, als ob sie eine Elle verschluckt haben, knicken sie plötzlich, als ob ihnen jemand an besonders empfindlicher Stelle einen Stoß gegeben, in sich zusammen, wie ein schlapp gewordenes Taschenmesser: einmal vor dem Kaiser, einmal vor der Kaiserin. Dann klappen sie wieder stolz empor und wersen, was ganz besonders schwer und kunstvoll ist, mit einer diskreten Fußbewegung ihren langen Pfauenschwanz von Schleppe wieder in eine richtige Lage, um nun an dem Thron vorbei, durch die flimmernde Gasse der Fürstlichkeiten und Hofschranzen hindurch zur anderen Seite des Saales hinauszurauschen. Diese Schwenkung mit der Schleppe, um vom Throne fort wieder in das rechte Fahrwasser zu kommen, soll das schwierigste Kunststück sein und von jungen Damen, bevor sie zu Hofe gehen, daheim unter verschwiegener Anleitung erfahrener Mütter und Kammerjungfern so geübt werden, wie der Paradeschritt unserer Gardisten auf dem Exerzierhofe.

Nach den fremden Damen kommen die ausländischen Herren, an deren Spitze ebenfalls die Botschafter und Gesandten maeschieren, wobei diesmal China und Japan mit neuen Attaches besonders reich vertreten waren. Nach dem diplomatischen Korps kamen die inländischen Damen und Herren, wobei der Reichskanzler mit den Ministern und Parlamentariern den Beschluß machte, soweit überhaupt von letzteren einige erschienen waren, die irgend eine Uniform aus ihrem nicht-parlamentarischen Leben besitzen. Denn mit den sonst vorgeschriebenen Wadenstrümpfen und Kniehosen geht aus der Volksvertretung nicht gern jemand zu Hofe, der nicht gerade muß oder sehr neugierig ist, sich die Wadenschau und Schleppenparade einmal anzusehen.

Unter den gestern bei Hofe Vorgestellten befand sich auch der zur Zeit wegen der Kongo-Grenzfrage hier anwesende belgische Kammerpräsident Beernaerts nebst Gemahlin, was einigermaßen bemerkt wurde. Da die große Hofcour gleichzeitig eine große Toilettenausstellung ist, so sei bemerkt, daß nach kundiger Versicherung die lichteren Farben, hellgrün, hellblau, rosa, lachsfarben (natürlich geräucherter Lachs!) u. s. w. in den Roben bevorzugt wurden. Der Vorbeimarsch am Thron begann gegen 8 Uhr und dauerte einige Stunden. Er wird morgen abend fortgesetzt, da gestern nur die nichtmilitärische Hälfte der hoffähigen Gesellschaft empfangen werden konnte, die nach der Cour im Kaiserschlosse, wo es als Stärkung nur eine Tasse Thee oder ein Glas Wein giebt, zum großen Teil noch schnell anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen und Unterhaltungen nachging, z. B. beim Fürsten Pleß, der ein Abendfest gab.

Machen sich die Courgäste nach geschehener Verbeugung vor dem Throne also so schleunigst wie möglich wieder davon, so hat das Kaiserpaar mit dem nächsten Hofstaate stundenlang die Anstrengung des stummen Vorbeimarsches zu tragen. Kein Wort wird dabei gesprochen; die Schar der Gäste zieht stumm vorüber, schweigsam sich verbeugen, schweigsam entlassen und immer wieder durch neue schweigende Massen ersetzt, die nickend und knickend an den Thronstufen vorübergleiten. Nur der monotone Aufruf der Namen und Musik, die von einem silbernen Trompeterchor herabtönt, begleiten die Ceremonie. Silbern ist der Chor allerdings auch nicht mehr, nur versilbert. Der „alte Fritz“ hat den einst massiven Silberbau, der ein Prachtstück in der barocken Ueppigkeit des Thronsaals war, in seinen Kriegsnöten abbrechen und einschmelzen lassen, um Thaler daraus zu münzen. Echt ist dagegen der alte wunderbare Kronleuchter aus Bergkrystall, der aus Worms herrühren soll, angeblich aus jenem Saal, wo sich Luther einst vor seinen Widersachern im Angesichte des Kaisers verteidigte. Ebenso echt ist das Augsburger Prunkbuffet mit den hervorragendsten Schmuckstücken der königlichen Silberkammer; es ist auch künstlerisch sehr schön. Aber wenn es leer ist, nur angenehm anzusehen mit einem bereits befriedigten Magen, was bei der großen Schleppenparade nicht immer der Fall sein soll, und zwar bei älteren Damen manchmal wegen des Schnürens, bei jungen öfters wegen ihrer Angst, zum erstenmal bei Hofe vorgestellt zu werden.

*) Der bekannte vortreffliche Korrespondent der „Neuen Züricher Zeitung“ giebt über die sogenannte Schleppen-Cour, welche noch kurz vor der eingetretenen Hoftrauer in Berlin abgehalten wurde, eine Plauderei zum besten, die man um ihrer köstlichen Unbefangenheit willen auch dann gerne lesen wird, wenn man einen gewissen Abstand gegen die herkömmlichen Berichte der loyalen Berliner Journalisten darin finden sollte.

Verschiedenes.

* **Aus der guten alten Zeit!** Im letzten Heft der „Grenzboten“ teilt der Dresdener Litteraturhistoriker Professor Adolf Stern Briefe des einzigen Sohnes Goethes, des Weimarischen Kammerrates und Kammerherrn August v. Goethe mit, die dieser an eine befreundete Dame in Weimar von seiner im April 1830 nach Italien unternommenen Reise gerichtet hat, wo er im Oktober desselben Jahres zu Rom an den Blattern sterben sollte. In einem Brief aus Offenburg vom 29. April liest man da folgendes:

Noch etwas muß ich Ihnen doch mitteilen, nämlich die Schüsseln, welche wir heute in einer kleinen Landstadt Bühl